

DER KRISTALLBERG

Am Rande der Unendlichkeit
Seit ungezählten Zeiten,
Hält **GOTT** für uns bereit,
Die schönsten, hellsten Welten.

Saphire und Diademe,
Kristalle die lebendig leben.
Sie leuchten wie der Name,
Den **CHRISTUS** uns gegeben.

Ein lebendiger Kristall,
Blitzend wie der Sonnenmorgen,
Fröhlich spielt im All,
In **Gottes** Hand geborgen.

Vor ungezählten Zeiten,
Da wurde er zerbrochen.
Hat in den Gezeiten,
Der Erde Moder gerochen.

Vielmilliardenfache Funken,
Ohne Ausnahme kristallisch.
Sind in diesem Moor ertrunken,
Doch jeder ist ein Mensch!

Wie sollen die Welten entstehen,
Die **GOTT** für sie vorgesehen,
Wenn wir sie nicht retten gehen?
Wir werden es lesend sehen.

D E R K R I S T A L L B E R G

Der Geist, der gibt die Richtung an,
Die Seele ist der Steuermann.
Der Körper sei das Schiff;
Ihm droht so manches Riff.

Nun kommt es auf den Geiste an,
Ob er der Seel' befehlen kann.
Oder treibt der Steuermann
Sein eignes Spiel?

Der Geist, ist er von **GOTT** gegeben,
Führt er die Seel' zum ew'gen Leben,
Und in harmonischen Bestreben,
Erreichen sie das Ziel.

Das Ziel, es ist das Paradies,
Aus dem der Engel uns verwies.
Wir haben es uns neu erworben,
Sind wir der Erde erst -gestorben-.

Warum beginne ich gerade mit diesem Gedicht? Was ist darin so Besonderes? Ist es das Krätedreieck, Geist, Seele, Körper, von denen man zu Beginn nicht weis, welche die Oberhand gewinnen wird?

Der Körper wird von animalischen Trieben und Instinkten gesteuert. Er unterscheidet sich von irgendeinem anderen Tier im Wesentlichen in nur drei Dingen: Der Form, als Landlebewesen und Säugetier nur noch in seiner alles andere überragende Intelligenz. Also seinem Denkvermögen.

Die Seele ist ein feinstoffliches Wesen und formbar. In sie fließen die animalischen Verhaltensmuster ein. Sie ist Träger des Willens. Aber auch die Gesetzmäßigkeiten des Geistes prägen sie wesentlich. Damit sind wir beim Dreh- und Angelpunkt angekommen. Der Geist gibt die Gedanken, die in der Intelligenz wirksam werden und der Körper gibt die Begierden dazu. Zwischen beiden Kräften steht die Seele, die nun Entscheidungen treffen und mit ihrem Willen tätig werden soll.

Während nun der Körper bei allen Menschen keine allzugroßen Unterschiede aufweist, prägte man auf der anderen Seite nicht umsonst das Wort:

-Wir werden sehen, wes' geistes Kind er ist.-

Der Geist ist also nicht immer derselbe. Zwar gebiert er Gedanken, aber er kann von -unten- her sein oder von -oben-, von **GOTT**, kommen. Darum ist es so wichtig einen Vorgang auszuführen, der von vielen als überflüssig oder unnötig angesehen wird und der doch so früh wie möglich stattfinden sollte. Nämlich die Taufe! Die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Hier nun tragen die Eltern eines jeden Kindes große Verantwortung. Nicht nur weil wir allesamt Geschöpfe **Gottes** sind, sondern auch, weil wir als Gedanken **Gottes** wieder zu ihm zurückkehren sollen. Deshalb sollte diese Taufe bei jedem neugeborenen Kinde so früh wie möglich stattfinden, weil dann die

geistigen Gedanken **Gottes** ihre Wirkung entfalten können.

Wird diese Taufe mit der Begründung verschoben, daß man sagt: Sie sollen selbst entscheiden, wenn sie alt genug sind, ob sie getauft werden wollen oder nicht, so können die Kräfte von unten, die Dämonen, wirksam werden und wenn dann das sogenannte Alter erreicht ist, an dem die Kinder selbst entscheiden können oder sollen, ob sie sich Taufen lassen wollen, dann haben die niederen Wesen ihre Wirkung schon erzielt. Die Taufe entfällt und die Eltern sind schuldig geworden der Unterlassung, nicht den Versuch gemacht zu haben, ihr Kind vor dem geistigen Tod zu retten!

Aber **Gottes** Gnade ist schier unermesslich und so gibt er fast allen neugeborenen eine Art Starthilfe mit, so daß manch einer, auch ohne frühe Taufe, doch noch zum Glauben an **GOTT** kommt.

Zwischen diesen beiden Kräften, dem Bösen und dem Guten in all ihren Erscheinungsformen, Schattierungen und Nuancen, sowie den verschiedensten Kombinationen, steht die Seele. Auf ihre Entscheidung kommt es an, ob der Lebensweg in die Dunkelheit und Untergang oder zum Licht in die Himmelswelten **Gottes** führt.

Bei dieser Entscheidung können wir der Seele helfen mit einer möglichst frühen Taufe. Je eher sie mit positiven Kräften und Gedanken in Berührung kommt, umso eher vermag sie den verführerischen, niederziehenden und zersetzenden Kräften zu widerstehen.

Nicht jeder Mensch hat dabei einen Schutz und eine Kraft an seiner Seite, die ihn vor falschen Wegen und fehlerhaften Entscheidungen wirksam bewahrt. Zudem ist diese Kraft meistens für uns Menschen nicht zu definieren. Denn sie ist so durchsichtig wie der Weltraum selbst, so unfaßbar, unendlich und mächtig. Wir wissen nicht woher sie kommt oder wohin sie geht, noch wie wir sie bezeichnen sollen. Viele flüchten sich dann in den mehr als zweifelhaften Ausspruch: Es war -Zufall- anstatt zu sagen:

„Hier ist die Gerechtigkeit **Gottes** in besonders deutlicher Weise sichtbar geworden.“

Diese Gerechtigkeit muß wirksam werden, denn kein Mensch dieser Welt wird hier geboren ohne eigene Schulden mitzubringen. Schulden in Form von Verfehlungen verschiedenster Art, meist ethischer Natur, gegenüber anderen Menschen und **JESUS CHRISTUS**. Diese Schulden müssen natürlich abgebaut werden. Darum sind die meisten Erlebnisse auf dieser Welt unangenehmer Natur. Aber aus den Vorleben bringt der Geist, der auf die neugeborenen Seele einwirkt, auch positive Kräfte mit und gelangt der Mensch dann auch noch zum **Gottesglauben**, so kann er seine Verfehlungen leichter abtragen, weil jene geheimnisvolle Kraft ihn stützt. Freilich, damals wußte ich davon noch nichts, als an einem kalten Januarmorgen wiedereinander ein Kind das Licht der Welt erblickt. Besser gesagt: Das Lampenlicht dieser Welt, denn die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es ist nur erst ein schwacher, silbriger Streifen am Horizont zu sehen, schwach rosa angehaucht. Bald steigt die Sonne als kleine, gelbliche, runde Scheibe empor und färbt den Morgendunst über den verschneiten Wiesen rosa ein. Die Gebüschreihen am Rande der Wiesen erscheinen in einem diffusen Blaugrau, während davor die weiße, glatte Schneefläche des rosa

Licht widerspiegelt. Grabenränder sind als dunkelblaue Streifen darin zu erkennen und hellblau die Spurreihen verschiedener Tiere. Ein einsam in der Wiese stehender Baum kontrastiert mit Stamm und Ästen in dunklem Blauschwarz. Die filigranen Zweige in blauviolett. Die kälte vermittelnden Farbtönungen werden durch das milchige, gelbrosa Sonnenlicht nicht gedämpft, sondern verstärkt. Man meint zu frieren, wenn man nur diese Farbstimmung sieht. Selbst in einem warm beheizten Zimmer. Nun, als neugeborener Mensch nimmt man davon keine Kenntnis. In jener Situation interessieren andere Dinge. Aber es geht rasch voran und das hütende Elternhaus läßt einen bald ins Leben hinaus. Da lernt man so manches kennen und nicht alles ist gut. Schon sehr früh fasziniert mich dabei -Das Buch-. Es weckt Fragen in mir, die ich nicht beantworten kann. Aber genau darum geht es! Fragen sollten doch beantwortet sein und ist da niemand der es einem sagt, so muß man die Antworten selber suchen.

1.

Die Räume meiner neuen Bleibe waren klein. Überhaupt erfuhr ich erst viel später, daß wir die ersten fünf Jahre meines Lebens in einem umgebauten Schweinestall gewohnt hatten. Naja; der sogenannte zweite Weltkrieg war erst seit ein paar Jahren vorbei und bald starteten wir in eine neue noch viel bessere Zeit hinein, als es damals in den kühnsten Träumen zu denken gewesen ist. Einige Jahre später zogen wir nach Hamburg um. Dort kam ich in den zweifelhaften Genuß einen Schulweg von weniger als fünf Minuten zu haben. Damit erschöpften sich die Vorteile auch schon. In dieser Zeit machte ich eine Menge schlechter Erfahrungen. Nicht nur das an jeder Schule Raufereien vorkamen. Es gibt auch Kinder die in diesem Lebensabschnitt ihr höchstes Glück darin zu finden schienen.

Einmal wurde ich die Schultreppe vom Eingangsportal aus hinabgestoßen. Ich rollte über zwanzig Stufen hinunter bis zum Gehweg. Meine Schutzengel hatten ein größeres Einsehen mit mir, als die Kinder oder Erwachsenen um mich. Außer mit erlittenem Schreck und Zorn im Bauch kam ich unversehrt davon.

Bei einer anderen Gelegenheit, auf dem Heimweg von der Schule, so kurz dieser auch war, begleitete mich ein größerer Junge in Lauerstellung wie ein Wolf auf dem Sprung. Er ging dabei derart Gebückt neben mir, daß ich dachte mit seinem Kopf Fußball spielen zu können. Aber so gemein wollte ich nicht sein. Schade! Ich hätte doch zutreten sollen und dann schnell weglaufen. Wenige Meter weiter schlug er mir seine Faust ins Gesicht das mir die Sterne vor den Augen tanzten. Ich weis bis Heute die Gründe nicht. Weis nicht wieso, warum und weshalb. Die Tat eines Irrsinnigen? Vielleicht dämmert er Heute, niedergehalten von starken Psychofarmaka in irgendeiner Sicherheitsverwahrung seinem traurigen Ende entgegen.

Auch mit den Lehrerinnen war es nicht viel besser. Sie hielten mich für unaufmerksam oder stuften mich als --- Spätentwickler--- ein. Danach wurde ich dann auch gefördert oder richtiger dargestellt: In meiner Entwicklung entsprechend behindert!!! Schließlich muß ja dafür gesorgt werden, daß die Lehrer sich nicht irren!!! Die vielgepriesene Chancengleichheit gab es damit für mich nicht mehr und als Kind kann man sich dagegen nicht wehren. Andere wurden dagegen gefördert, die dann aber von der höheren Stufe wieder zurückkamen, weil sie die erforderlichen geistigen Gaben und Qualitäten eben doch nicht besaßen. Nun; das ist Vergangenheit und vorüber, wenngleich es mir einen tiefen Einblick in typisch menschliche, fehlerhafte Verhaltensweisen verschaffte, die sich unschwer und ohne besondere Abwandlungen auf das spätere Leben und die Politik übertragen lassen.

Später erhielt ich dann Gelegenheit, die mir vorenthaltene höhere Schulbildung mit Erfolg nachzuholen. Auch die so üblichen Prüfungen wie KFZ Führerschein, Gesellenbrief und anderes mehr, wurden abgearbeitet wie eine schnell zu erledigende Pflichtübung. In dieser Zeit hatte ich mir eine heile Welt in meinen Gedanken aufgebaut, die einen jähen Riß bekam, als der Staat seine Macht demonstrierte und ich Soldat sein mußte. Ich wählte den Weg des

geringeren Widerstandes und verweigerte den Kriegsdienst mit der Waffe im Anschluß an den Wehrdienst.

Auch dieses Problem konnte ich also erfolgreich abhaken. Ebenso schloß ich die Meisterprüfung mit Leichtigkeit ab und suchte nun nach einem Lebenssinn. Schließlich konnte Arbeiten und die Freizeit verschlafen nicht das Einzige sein. Ich begann nun in der Bibel zu lesen und die Rätsel, welche sie mir aufgab, ließen mich nicht mehr los. Nächstenliebe heißt das große Wort darin. So beschloß ich mehr zu unternehmen als bisher und überlegte, ob ich einer Sekte beitreten sollte. Erkannte aber bald das diese es nur auf mein Geld und meine Arbeitskraft abgesehen hatten.

Mein Cousin wurde krank und von ihm erfuhr ich zum ersten Male etwas über Geistheiler. Das interessierte mich sehr. Ich wendete mich einem Heilkreis zu. Gesundheitsbeter wurde ich daraufhin genannt und empfand es als Lob, obwohl hiermit eine negative Vorstellung verbunden wurde. Doch was las ich darüber in der Bibel?

---Die in meiner Nachfolge stehen werden durch Handauflegen die Leiden ihrer Mitmenschen lindern oder gar heilen.---

Und:

---Bei ihnen wird kein Gift wirken.---

Es faszinierte mich sehr unseren Mitmenschen zu helfen, sie zu heilen, tätige Nächstenliebe zu üben. Was kann daran Böses sein? Ich war sehr gerne Gesundheitsbeter!

Doch ging unser Kreis auseinander. Einige wurden Krank. Die Gründerin starb. Uns blieben die Prüfungen nicht erspart.

Manchmal gewann ich den Eindruck, daß es jenen Menschen besser geht die nicht an **GOTT** glauben, als denen, welche sich einen unerschütterlichen **Gottesglauben** erworben haben. Erst viel später erkannte ich, daß man durch diese Prüfungen hindurch muß, dann sieht man klaren Auges, wem es wirklich besser geht.

Während ich in all meiner Krankheit und Not immer wieder gestärkt wurde und das Schlimmste an mir vorüberging, sah ich bei denen, die nicht an **GOTT** glaubten, wie gleiche Leiden immer wieder böse zuschlügen.

In dieser Zeit fing ich an zu Schreiben. Zuvor hatte ich schon über dreihundert Gedichte aufgeschrieben und etliche kurze Berichte. Nun aber wollte ich Bücher schreiben. Und nicht nur Bücher, es sollten große Werke werden. Nun ja; Man soll sich sein Ziel hoch stecken, damit man wenigstens etwas erreicht.

Ebenfalls hielt ich jetzt intensiv Ausschau nach einer festen Freundin. Das ist gar nicht so einfach, wenn man die Richtige fürs Leben finden will. Bei meiner großen Schüchternheit bereitete mir die Aufgabe ausserordentliche Schwierigkeiten.

Aus diesem Grunde kam es, daß ich gewisse gedankliche, also mentale, Vorbedingungen mit mir abmachte, wo und wie ich -Sie- kennen lernen wollte. Diese Eine, die **GOTT** für mich, oder mich für sie, geschaffen hatte. Auch wünschte ich intensiv ihr Gesicht einmal zu sehen, bevor ich ihr begegnen würde. Ich schloß die Augen und konzentrierte mich sehr stark; und da: Ich sah ein Gesicht, wohl für den fünften Bruchteil einer Sekunde. -es sah genau so aus wie ich sie später kennen lernte.

An dieser Stelle, lieber Leser, sind wir an dem Punkt angekommen, wo ich wieder in meine Erzählung einsteigen kann.

Zu dieser Zeit, in der ich meine spätere Frau traf, war ich noch keine dreißig Jahre und hatte noch einige schwere Krankheiten vor mir, aber ich wollte die Ähra seit meiner Geburt nicht ganz unerwähnt lassen.

Nun kennen wir uns seit kurzer Zeit und sind schon miteinander vertraut. Sie kennt mich, ich kenne Sie und unsere Pläne kommen dazu.

Ja, was sich liebt das neckt sich, so ist es auch bei uns. Ohne Spaß wäre das Leben auch viel zu Ernst.

Auf einem längeren Spaziergang mit ihr, zwischen den Wiesen und Feldern in der Nähe unseres Hauses, an einem schönen, warmen Sommertag, erzähle ich von einem Kristallberg. Ich habe dieses Wissen aus einem klugen Buch und entwickle einen Plan, mir von diesen, in Südamerika zu findenden Edelsteinen zu holen. Auf meine Behauptung hin, daß dies alles ganz einfach wäre erwidert sie mir:

„Und du glaubst wirklich, dort liegen die Diamanten nur so herum? Das du nur hinzugehen brauchst und deine Taschen vollstopfen kannst, mit beiden Händen? Denkst du nicht auch, das andere schon lange vor dir darauf gekommen sind, wie leicht da reich zu werden ist? Die sind längst vor dir dort gewesen und haben alles aufgehoben was an Reichtum zu ergattern war und haben es gierig eingesteckt, in ihre eigenen Taschen. Da bleibt für dich nichts mehr übrig. Den Flug in die Hochanden von Peru kannst du dir sparen und dir dafür einen geschliffenen Diamanten kaufen. Da weist du wenigstens genau was du hast.“

„Ich will aber keinen geschliffenen Diadem. Natürlich gewachsene Kristalle gefallen mir viel besser. In ihnen offenbart sich das Geheimnis der Natur; die Schöpferkraft des ewigen **Gottes**.“

„Du ewiger Phantast und Märchengläubiger, wann wirst du klug? Benutze lieber vernünftig deinen Verstand, dann wirst du einsehen, daß es der helle Unfug ist nach Peru zu reisen nur wegen einiger billiger Kohlenstoffatome.“

„Ich suche nicht einige billige Kohlenstoffatome, sondern die kristallinen Zusammenschlüsse dieses Elementes.“

„Und wirst nur Asche finden und die Asche ist hier wie dort die gleiche. Also, wie schon gesagt, du kannst dir die Reise sparen, denn sie wird dir nur eine neue Erkenntnis bringen, nämlich die, daß diese Diamantkristalle nicht so öffentlich dort herumliegen wie du meinst.“

„Nun-ja. Ein wenig wird man wohl suchen müssen, aber wenn man aufmerksam vorgeht und die geologischen und tektonischen Anhaltspunkte beachtet, so kann es nicht lange dauern...“

„...Bis du verhungert, verdurstet oder vom schwarzen Panther zerrissen bist.“

„Für den schwarzen Panther habe ich mein Gewehr und alleine Reise ich nicht. Ich werde Begleitung haben.“

„So? Meinst du es wird noch so einen Verrückten wie dich geben, der so leichtsinnig, ja dumm ist, mit dir zu Reisen?“

„Ja. Sage ich im Tone tiefster Überzeugung.“

„Und? Wer sollte das wohl sein?“

„Nuuun.---Du!“

Ihre Augen blitzen mich an. Ein tiefgründiges Funkeln darin verrät ihre Aufregung. Erstaunen und Überraschung zeichnen sich in ihrem Minenspiel ab und liegen im Wettstreit miteinander. So sieht sie mich eine Weile an.

Sie, das ist meine Freundin. Wir kennen uns zwar erst ein gutes halbes Jahr, aber dennoch, oder gerade deshalb, lieben wir uns sehr. Ja, ich kann wohl ohne Übertreibung behaupten, daß ich sie mehr liebe, als mein eigenes Leben. Nun, so denke ich, wird sie mich genauso selbstlos lieben. Um dieses genauer herauszufinden, habe ich das Märchen von den sagenhaften Diamantfunden in den Anden Perus ersonnen. Einen großen Berg aus reinen Diamantenkristallen sollte es dort geben. Blitzend und blinkend in allen sieben Regenbogenfarben. Würde sie mich alleine Reisen lassen oder mitkommen und alle Gefahren und Entbehrungen mit mir tragen oder mich alleine lassen? Also verlassen? Daran will ich den Grad ihrer Liebe erkennen. Ich denke jedenfalls, daß mir hierdurch eine verlässliche Antwort gegeben sein wird.

„Mit dir mitkommen? Nein! Niemals! Ich bin doch nicht so verrückt, daß ich mein Leben für diese dummen Diamanten opfere, die euch Männern doch nur den Kopf verdrehen und die Moral untergraben.“

Da hat sie nicht ganz unrecht und so erwidere ich denn jetzt:

„Der Mensch sollt eigentlich niemals -nie- sagen, das klingt so endgültig wie etwas vollkommen vollendetes. Der Mensch ist aber kein vollkommenes Wesen und widerruft daher oft in seinem Leben so manches fest oder auch leichthin gesprochenes -Nie- oder -Niemals-.“

„Bei mir ist es aber ein gleichbleibendes, felsenfestes -NIEMALS-!“ Sie betont das letzte Wort besonders.

„Nun, meine ich,“ mich gleichgültig stellend, morgen früh um acht Uhr fahre ich über Bremen nach Frankfurt, um mir dort ein Ticket der Lufthansa zu lösen. Es ist von dort viel billiger zu Fliegen, als von hier. Allerdings werde ich in der Raststätte Buddikate übernachten.“

„Warum denn das?“ Fragt sie im Tone der Verblüffung.

„Aaach, dehne ich, „ich habe es nicht so besonders eilig.“

„Aber eine Raststätte ist kein Hotel. Du wirst dort keine Unterkunft finden.“

„Ich schlafe im Wagen. Mein Kombi ist groß genug. Die Luftmatratze und ein paar Wolldecken, die ich mitnehme, genügen mir.“

In ihrem Blick ist ein wenig Verzweiflung zu lesen, als sie sagt:

„Dann willst du also wirklich morgen früh fahren?“

„Ja, morgen früh! Sage ich mit fester Stimme.“

„Nun. Dann fahre doch! Und werde glücklich mit deinen - - Diamanten.“ Dabei spricht sie das letzte Wort mit einer Mischung aus Trotz und Verachtung in der Stimme aus, der man mehr als deutlich ihre Abneigung gegen diese Edelsteine anhört, wendet sich abrupt um, kehrt mir den Rücken zu und blickt über die

Felder und Wiesen zum Waldrand hinüber der im hellen, warmen Mittagssonnenschein vor uns liegt. In diesem Moment erreichen wir eine Feldwegkreuzung an deren einen Seite eine Bank steht. Dorthin geht sie setzt sich darauf. Neben ihr lasse ich mich nieder. Eine Weile schweigen wir. Aber ich weiß, daß sie dieses Schweigen nicht auf Dauer würde ertragen können. Es währt auch wirklich gar nicht lange, da dreht sie sich wieder zu mir herum, strahlt mich mit ihrem liebsten Lächeln an und sagt:

„Komm, wir wollen ein wenig durch die Wiesen und Felder laufen.“

„Ja, laß uns nach drüben zur Waldecke gehen, dort steht auch eine Bank, von der man einen wunderschönen Panoramablick über das Flußtal hat.“

So laufen wir die Feldwege entlang. Zwischen grünen Kornfeldern führt unser Weg hindurch. An umzäunten Weiden vorbei, auf denen schwarz-weiß gefleckte Kühe stehen und grasen.

Zuerst laufe ich ein kleines Stück voraus, dann aber werde ich langsamer und lasse ihr die Freude als erste die Bank zu erreichen. Erschöpft, dabei pustend nach Luft schnappend setzt sie sich auf das Sitzbrett der Bank, während ich mich so ruhig neben ihr niederlasse, als hätte ich nur einen kleinen Spaziergang gemacht. Schweigend genieße ich den Fernblick vom Berghang, auf dem wir uns befinden und sehe mir die regelmäßige Einteilung der Felder, Wiesen und Wälder an, den silbern glänzenden Fluß, der sich zwischen den Hügeln im Tale drunten hindurchwindet. Unwillkürlich fällt mir dabei ein Lied ein, dessen Text ungefähr diesen Wortlaut hat und an das Leben von uns Menschen seltsam anklingt:

--Ich stehe in Waldes Schatten,
Wie an des Lebens Rand.
Die Länder wie dämmernde Matten,
Der Strom wie ein silbern Band.

Von ferne nur klingen die Glocken,
Über die Wälder herein.
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken,
Und schlummert gleich wieder ein.

Und die Bäume wiegen die Wipfel,
Im Traum von der Felsenwand.
Denn der Herr geht über die Gipfel,
Und segnet das stille Land.--

Gesungen wirkt das Lied noch viel besser, als nur der gelesene Text, wobei die dritte und vierte Zeile eines jeden Verses wiederholt werden.

„Was summst du da?“ Höre ich meine Freundin plötzlich fragen und werde aus meiner Betrachtung herausgerissen.

„Ein schönes Lied, das mir gerade in den Sinn kommt.“

„Singe es mir bitte laut vor, ich möchte es auch kennen.“

Sie liebt mich wirklich, denke ich und singe ihr das Liedchen vor. Eine Weile sitzen wir noch hier. Wir nehmen uns

herzlieblich in die Arme, küssen uns mit geschlossenen Augen. - Lieber **GOTT**, warum muß dieses Glück immer so kurz sein?- Frage ich in mich hinein. -Damit ihr es recht oft wiederholen könnt.- Höre ich in meinem Inneren die Antwort.

Es wird Nachmittag und Zeit nach Hause zu gehen. So machen wir uns denn auf den Weg. Unser kleines Häuschen steht zwischen Schatten spendenden Bäumen am südlichen Waldrand, davor dehnt sich ein großes, jetzt noch grünes Kornfeld. Das wir hier so ungestört mitten in der Woche einherschweifen können hat seinen guten Grund. Wir haben unseren Urlaub zugleich erhalten und nutzen diesen glücklichen Umstand, um gemeinsam unsere Zeit zu verbringen.

Die Eingangstür ist mit aufgemalten roten Blumen geschmückt. Wir öffnen sie und gehen hinein. Meine Freundin begibt sich sofort in die Küche um Kaffee zu bereiten, während ich in der Stube den Tisch decke.

„Sonnenscheinchen. Rufe ich. Dieses ist mein Lieblingsname für sie, weil ihr strohblondes Haar und lachendes Gesichtchen mir wie die fröhliche Sommersonne erscheint. „Weißt du; morgen werde ich in der Raststätte Buddikate übernachten und übermorgen im - Rasthaus am See-. Das ist etwa zwölf Kilometer vor Bremen. Am dritten Tag fahre ich dann bis Frankfurt durch ohne noch einmal eine Rast einzulegen. Kaufe mir sofort meine Flugkarte und auf und davon geht es per Flugzeug nach Argentinien. Was hältst du davon?

Diese Frage ist eigentlich überflüssig und die Antwort fällt auch dementsprechend aus.

„Fängst du schon wieder damit an? Ich denke wir haben dies Thema fertig.“

„Ich möchte nur wissen, ob du wenigstens bis Frankfurt mitkommst.“

„Nein.“ Sagt sie mit festem Tonfall in der Stimme.

„Na gut.“ Meine ich, mich ein wenig enttäuscht stellend, weil sie gerade mit der vollen Kaffeekanne hereinkommt und stelle noch eine Kristallglasschale mit Keksen auf den Tisch. Es ist Sandkuchengebäck, welches wir besonders gerne mögen. Indessen schenkt sie Kaffee in die Tassen ein. Auch eine Kerze wird angezündet und das Hindenburglicht im Stöfchen. Darüber wird nun die Kaffeekanne gestellt. So kühlt er nicht ab.

Schweigend blicken wir zum Westfenster hinaus, über die grünen Wiesen und Felder bis zum Horizont. Baumreihen stehen geradlinig, die Wegesränder begleitend, zwischen den Feldern. Am Himmelsrand sind die dunklen Tannenwipfel eines Waldes zu erkennen. Allmählich sinkt die Sonne hinab, scheint die Erde zu berühren. Ihr Licht beginnt den Himmel in ein glutrotes Flammenmeer zu verwandeln. Immer tiefer sinkt sie und das rote Leuchten folgt ihr, gleitet auf den Sehkreis hinab, als breiter, langgezogener Streifen. Darüber legt sich nach oben hin ein Lichtgelb, das weiter zum Zenith hinauf über blau und blauviolett rasch in ein dunkles nachtblau übergeht. Weiter herunter sinken die Farben und die Nacht folgt. Nun durchläuft der roten Strahlung ein Zittern und es verglüht. Aus dem Gelb zucken lichtene Strahlen und es verlischt. Nur noch ein schwacher Schimmer bleibt dicht über dem Horizont, wie ein Silberstreif,

doch auch der vergeht und es ist ganz Nacht. Nur die Kerze leuchtet noch. In dem ungewissen Lichtschein sehe ich ihr Gesicht. Wir nähern uns einander, umarmen uns und küssen uns.

Die Leuchtziffern meiner Uhr auf der Nachtkonsole zeigen Vieruhrvierzig. Leise erhebe ich mich und horche. Meine Freundin liegt neben mir im Bett und schläft. Ich höre es an ihren regelmäßigen, leisen Atemzügen. Vorsichtig stehe ich auf, nehme die Sachen aus meinem Schrank und ziehe mich leise an. Die Ausweispapiere sind in meiner Jackentasche, die Schlüssel halte ich in der Hand. Fast geräuschlos gehe ich die Treppe hinab, öffne die Haustür und verschließe sie hinterher. Ein wenig wehmütig wird mir schon ums Herz. Einfach so fortzugehen, ohne Gruß und Kuss. Es erscheint doch etwas hart. Eine gewisse Traurigkeit macht sich breit sowie ein Gefühl des Unbehagens. Ist es wirklich richtig was ich hier jetzt mache? Am liebsten würde ich wieder umkehren und mein Vorhaben aufgeben. Aber wer nichts wagt, der nichts gewinnt. So öffne ich denn die Wagentür und blicke beim Einsteigen zum Schlafzimmerfenster hinauf. Da ist es mir, als bewegen sich die weißen Vorhangfalten leicht hin und her und hängen dann still. Ich weiß nun aber, daß dieses Fenster geschlossen ist. Ein Zugluftwind kann die Vorhänge also nicht bewegt haben. Hat meine Freundin etwa gar nicht geschlafen, oder wurde sie wach durch meine Tätigkeit und sieht nun herunter, hier her? Oder haben sich meine Augen in dem unsicheren Licht von Sternenlicht und Mondschein täuschen lassen und einen vorüberziehenden Wolkenschatten für die Bewegung des Vorhanges gehalten, als dieser Schatten über das Fenster glitt? Ich bin mir plötzlich selber nicht mehr sicher, was ich gesehen habe. So klappe ich kurz entschlossen die Tür zu, starte den Motor, schalte das Licht ein und fahre los.

Auf der Strecke zur Raststätte Buddikate ereignet sich nichts nennenswertes. Die Autobahn, die ich benutze, ist fast leer, was mich nicht wundert, denn es ist noch vor fünf Uhr morgens. Dennoch fahr ich nur etwa einhundertfünfzig Kilometer pro Stunde und bin nach etwa fünfundvierzig Minuten am Ziel. Ich parke meinen Wagen auf der Westseite eines Wäldchens, so das die Morgensonne nicht sofort auf den Wagen scheint und ihn übermäßig aufheizt. Nun entriegele ich die rückwärtige Sitzlehne und klappe sie herunter, pumpe mit einem Blasebalg die Luftmatratze auf, lege eine Decke darauf, dann mich selbst und decke mich mit weiteren Decken zu, schließe die Augen und bin sofort wieder fest eingeschlafen.

Langsam werde ich wach. In einer Art dämmerzustand spüre ich eine große Hitze, die mir fast die Luft zum Atmen nimmt. Mit beiden Beinen schleudere ich meine Decken weg, schlage dabei mit den Füßen heftig gegen etwas festes. Sofort schnelle ich mit dem Oberkörper empor und stoße mit dem Kopf an die Autodecke. Mir den schmerzenden Kopf haltend, weis ich nun wieder wo ich bin, auch ist jegliche Müdigkeit entflohen. Mit der linken Hand die schmerzende Stelle reibend, öffne ich mit der Rechten die hintere linke Fahrzeugtür, steige aus und blinzele mit fast geschlossenen Augenlidern in die Morgensonne. In die Morgensonne? Es ist spät am Vormittag. Die Sonne steht schon so hoch am Himmel, das sie über die Baumwipfel hinweg direkt auf mein Auto scheint. Daher

auch die große Hitze im Inneren des Wagens. Ich schließe die Tür. Mein erster Weg führt mich zu den Waschräumen der Raststätte.

„Dieser Tag fängt ja heiter an.“ Brummele ich vor mich hin. „Hoffentlich geht es so nicht weiter.“ Aber meine Erfahrung lehrt mich, daß der Tag so wird, wie er anfängt.

Nachdem ich den hygienischen Anforderungen genüge geleistet habe und es noch keinen Mittagstisch im Restaurant gibt, beschließe ich draußen ein wenig umherzugehen. Da sehe ich die Autobahn, wie Auto nach Auto vorbeirast, irgendeiner mehr oder weniger wichtigen Sache hinterherhetzend. Vor mir der große, spärlich besetzte Parkplatz und das Rasthaus daneben. Alles wird eingefaßt von einem dürftigen, dünnen Waldstreifen. Man kann von hier hineinsehend an den Baumstämmen vorbei auf der anderen Seite den Himmel beobachten.

„Recht langweilig hier.“ Stelle ich leise mit mir selbst sprechend fest. „Es ist hier überhaupt gar nichts los.“

Weil ich aber nun einmal viel Zeit habe, schlendere ich über den Parkplatz und biege in einen schmalen Waldweg ein. Der Weg verläuft in gerader Richtung durch das Wäldchen und auf der anderen Seite habe ich rechts von mir ein noch grünes Weizenfeld und links eine Wiese. Roter Klatschmohn, blaue Kornblumen, gelber Himmelschlüssel, lila Glockenblumen und andere Wiesenpflanzen blühen am Wegrand. Der Feldweg hat zwei von den Treckerrädern tief ausgefahrene, sandige Spuren. Die erhöhte Mitte ist ebenfalls, wie die Wegränder, mit wildem Gras bewachsen. Ich komme nun an eine Kreuzung dieser Wege. Nach rechts blickend gewahre ich, wie dieser in ein dunkles, grünes Tannenwäldchen hineinführt. Daher wende ich mich dieser Seite zu. In dem Wald sehe ich mich fleißig nach Pilzen um, aber entweder ist es zu früh im Jahr, oder es gibt keine Pilze mehr. Jedenfalls kann ich keinen erblicken, obwohl ich noch vor wenigen Jahren pilzesammelnderweise recht erfolgreich gewesen bin. Das war aber auch im Spätsommer und nicht Ende Juli.

Auch dieses Wäldchen ist schnell durchschritten und ich komme wieder hinaus auf freies Feld, das sich scheinbar bis zum Horizont erstreckt. Warm bescheint die Sonne den Waldessaum, an dessen Rand ein Feldweg entlangführt, In ihren wärmenden Strahlen beginnen sich die Kornähren golden zu färben. Leise bewegt der sanfte Wind die Getreidehalme wie ein wogendes Meer. In den Kiefernäzweigen rauscht er heimlich. Die Lerchen lassen ihr beschwingtes Lied hoch in den Lüften erklingen.

Langsam spaziere ich auf dem Wege entlang und erfreue mich an den bunt blühenden Blumen, genieße den Duft des frischen Kornes. Am Feldrand blüht der rote Klatschmohn, dessen Blüten wie glühendes Holz leuchten. Die Kamille ist hier zu finden, die kletternden Zottenwicken und Ackerwinden die ihre weißen bis rosanen Trichterblüten hier entfalten und auch violette Trauben tragen. Auch die Kornblumen mit ihren koralligen Blättern, die im Farbenspiel von stahlblau bis hellviolett zwischen den Halmen des Getreides blüht ist hier keineswegs überflüssig, sondern sie sind wichtige Bundesgenossen unseres Kornes. Heutzutage weis man, daß sie unserem Leben nicht nur Glanz und Frohsinn geben, sondern eine wichtige Symbiose mit dem Korn eingegangen sind. Ihnen haben wir es zu verdanken, wenn unsere Getreidepflanzen so prächtig

gedeihen. Roggen zum Beispiel, bleibt im Wachstum um die Hälfte zurück, wenn man ihn auf Feldern aussät, von denen zuvor die Getreideblumen restlos entfernt werden. Es finden sich also in der Natur immer wieder die Gewächse zusammen, die sich in schönster Harmonie und Vielfalt gegenseitig fördern. Warum also nicht auch auf unseren Feldern? Wir können gerne davon ausgehen, daß diese sogenannten Unkräuter nur darum eine solche Lebensgemeinschaft mit Roggen, Weizen, Gerste und Hafer eingehen, weil die eine Pflanze das produziert was die andere braucht! Das scheinbar kunterbunte Durcheinander in der Natur ist also in Wahrheit peinlichste Ordnung, die wir Menschen achten sollten. Mein Blick schweift weiter am Feldrain entlang und da sehe ich gelbe Schlüsselblumen am Wegesrand und weiße Margeriten. Rosa ist die Kerze des Kattensteerts, der gleich wie ausgesät nebeneinander wächst. Huflattich, Hirtentäschel und Bärlapp stehen dazwischen herum. Aber wo die Kräuter niedriger sind, gedeihen die Sternmiere, der Löwenzahn, Wegerich, lila Klee, das rosa Gänseblümchen und die verschiedensten Gräser. Auch die niedrig wachsenden Krohnsbeeren entdecke ich hier. Zwischen alledem aber findet man, scheinbar überall, die unvermeidliche Quecke. An der anderen Wegseite befindet sich der Kiefernwald. Dort sehe ich, wie Teppiche ausgebreitet, die Buschwindröschen mit ihren weißen Kelchen. Etwas weiter hinein findet man die Bickbeersträucher, allgemein besser unter dem Namen Heidelbeeren oder Blaubeeren bekannt. Jetzt, noch tiefer im Wald, erspähe ich einige Rehe mit einem stattlichen Hirsch dabei, der sein vielendiges Geweih stolz in die Höhe erhebt. Plötzlich huscht etwas vor meinen Füßen entlang, saust wie der Blitz einen Baumstamm spiralig hinauf, um mich dann von hoch oben, aus dem Geäst heraus, zu beäugeln. Es ist ein wunderschönes, braunrotes Eichhörnchen, zu Plattdeutsch: Katekele, mit großen, glänzend schwarzen Augen. Nun komme ich an eine Brücke. Sie ist zuerst nur daran zu erkennen, daß mit einemmale kräftige, hölzerne Bohlen quer über den Weg verlaufen, die keine tief ausgefahrenen Spuren zulassen und auch keinen grünen Grasstreifen in der Mitte haben. Ein Geländer ist nicht vorhanden. Ein kleiner, munter plätschernder Bach eilt darunter her, fließt in eine saftige Wiese, worin er leise murmelnd verschwindet. An seinen Rändern wachsen Ulmen, kugelköpfige Weiden mit igelig abstechenden Ruten, die von Korbflechtern gerne genommen werden. Durch deren wiederholtes schneiden entsteht auch diese Form. Weiterhin sehe ich Haselnußsträucher mit ihren großen, herzförmigen Blättern. Silberpappeln, deren helle Blattunterseiten vom Wind immer wieder zu oberst gedreht werden, so daß sie im Sonnenlicht ständig hell aufleuchten. Auch einen Storch entdecke ich, zwischen Büschen hindurchblickend, wie er auf seinen langen, roten Beinchen in den feuchten Auwiesen umherstolziert.

Rechts von mir habe ich jetzt ein weiß und violett blühendes Kleefeld, während ich links ein Blumenkohlfeld sehe. Weiter vorne, im geraden Verlauf des Weges, wohl an die einhundert Meter entfernt, ein Personenwagen. Zwei Menschen machen sich dort zu schaffen. Sie kommen mit Gemüsekörben und Plastiktüten, die prall gefüllt sind, vom Feld und verstauen alles rasch im Kofferraum des Wagens. Spurten an der Autoseite entlang zur Tür, reißen

diese auf, springen in das Fahrzeug hinein und klappen die Türen zu. Sekunden darauf heult der Motor auf. Sand und Staub sprühen unter den Antriebsrädern hervor. Der Wagen rast den unebenen Feldweg wild hoppsend entlang. Bremslichter leuchten auf, Staubwolken hüllen ihn ein, dann biegt er rechts ab. Dort führt der Feldweg zwischen keinen Hügeln hindurch und so ist das Auto nach kurzer Zeit meinen Blicken entschwunden. Bald darauf erreiche ich die Stelle, wo der Wagen gestanden hat. Jetzt sehe ich auch weshalb diese Menschen so schnell verschwunden sind. Die Burschen haben Blumenkohlköpfe gestohlen. Vor mir sehe ich eine ganze Menge leergeschnittener Pflanzen stehen. Wahrscheinlich haben sie erst begonnen, denn ich zähle nur zwanzig abgeschnittene Pflanzen. Die kleineren sind allerdings noch da. Die Bande hat nur die großen mitgenommen und ich habe sie dabei gestört. Soll ich dem Bauern von dieser Entdeckung unterrichten? Nein, denn zum Ersten muß ich ihn erst lange suchen, weil ich nicht weiß wem dieses Feld gehört. Zum Zweiten würde der Betroffene den Schaden schon noch selber bemerken und zum Dritten käme ich bestenfalls noch selber in Verdacht, weil ich auch gar keine Angaben über die Täter machen kann. Dafür sind sie zu weit entfernt und zu schnell geflohen. So wandere ich gemächlich meines Weges weiter.

Schließlich erreiche die Kreuzung an welcher der Wagen rechts abgebogen ist. Hier sehe ich, daß die geradeaus führende Spur des Weges gänzlich verwachsen ist. Auch hat man einen Sandwall, von gut einem Meter Höhe über die Breite des Fahrweges aufgeschüttet. Dieser Sandberg ist mit Unkräutern völlig überwuchert. Ein Zeichen dafür, daß dieser Weg schon längere Zeit unpassierbar gemacht ist. Aber worin besteht der Grund? Um genau dieses zu erfahren gehe ich zu dem Sandwall und steige hinauf. Rechts und links von mir erblicke ich verwildertes Ackerland. Vor mir, etwa fünfzig Meter entfernt, ist der Weg zu Ende. Ein provisorischer, vielfach niedergeknickter Zaun verläuft dort von links nach rechts über das gesamte Blickfeld. Ich gehe von dem Wall herunter und an jenen Zaun heran, doch bleibe ich etwa zwei Meter vorher stehen. Nun schaue ich voraus, in die inzwischen von Hitze flimmernde Luft. Da fährt es mir wie ein Schreck durch alle Glieder. Es dehnt sich vor mir eine gewaltige, klaffende Wunde in unserer Landschaft. Eine Kiesgrube mit gigantischem Ausmaß, in der das Blut der Erde wie Grundwasser zu Tage tritt. Rundherum nur Sand, nichts als Sand, ein weiter Bereich, anscheinend viele hundert Meter breit, fast so weit wie das Auge reicht; gelblichgrau, fahl und ockerfarben, über dem die Luft in der Mittagsglut vibriert. Der Anblick dieser trostlosen, öden Sandwüste versetzt mir so etwas wie einen mittleren Schock. Nur wenige Meter vor mir fällt das Gelände fast lotrecht wohl über fünfzehn Meter in die Tiefe ab. Ich blicke die Bruchkante entlang. Weiter oberhalb ist sie eingesunken. Die abgleitenden Erdmassen haben dabei am Grund eine kegelförmige Aufschüttung erzeugt, die es mir ermöglicht, in die Grube hinabzugelangen. Dorthin gehe ich. Unbekümmert springe ich von meiner Höhe hinab auf die lose Erde und rutsche mit dieser zusammen bis zum Grund. Hier stehe ich auf, klopfe den Mullerboden aus meiner Kleidung und gehe dann zum Grundwassersee. Die Seiten der Kiesgrube

erscheinen mir wie die Steilwände eines Canyons. Der See glitzert mir tiefblau entgegen. Ich blicke die Oberkante entlang und bemerke schluchtenartige Ausbuchtungen die weit in die umliegenden Felder und Wälder einschneiden. Gegenüber sehe ich, oben auf der Kante, den Saum eines Tannenwaldes, von dem schon allzu nahe am Rande stehende Bäume kopfüber in die Tiefe hinabgekippt sind. Dieses bietet mir einen derart traurigen Anblick, daß ich schnell anderwärts hinsehe. Ich schaue in die ruhigen und klaren Wasser des Sees. Der blaue Himmel spiegelt sich darin. An einigen Stellen reicht dieser See bis auf einen schmalen Streifen an die Steilwandung heran. Hier befinden sich Engstellen zwischen Steilwand und See. Weil ich jetzt beschließe um den See herumzugehen, muß ich auch diese Engen passieren. Nachdem ich um die Ecke der ersten Enge herumgegangen bin, sehe ich mich in einer der großen Ausbuchtungen stehen. Ringsherum die steilen Wände und nichts als Sand, Sand und wieder Sand. Dazu brennt die Sonne heiß vom strahlend blauen, wolkenlosen Himmel herab, daß man meinen könnte, in der Wüste Sahara zu sein. Kein Lüftchen regt sich. Völlig windstill ist es hier unten auf dem Grund der Kiesgrube. Wäre ich nur nicht hier heruntergegangen, denn hier unten auf dem Grund, ist es mir viel zu warm. Der Schweiß bricht mir aus allen Poren. Ich öffne meine Jacke und mein Hemd, um mehr Kühlung zu bekommen, aber vergebens. Ohne Handtuch zum Trocknen ist hier gegen den Schweißfluß nichts auszurichten. Vielleicht, wenn man in dem See gebadet hat, daß man damit die notwendige Kühlung erhält? Doch von hier aus zur nächsten Engstelle hinblickend, sehe ich dort am Wasser, so wie es scheint, Kinder in Sand und Matsch spielen. Ihre johlenden und grölenden Stimmen höre ich schon hier. Je näher ich ihnen komme, um so seltsamer erscheinen mir hier die Gegebenheiten. Damit ich um den See herumspazieren kann, muß ich hier vorübergehen. Nun bin ich ihnen schon so nahe gekommen, daß ich sie genauer betrachten kann. Sie sind gut angezogen, denn mit ihren weißen Hemden, dunklen Jacketts, Bügelfaltenhosen und farblich passenden Schlipsen, sehen sie aus wie eine Kindergesellschaft zur Konfirmation. Doch irgendwie erscheinen mir alle Konturen und Linien dieser Kinder verwaschen. Näher kommend gewahre ich auch den Grund und sehe das es heißen muß: Sie waren einmal gut angezogen. Nun bin ich nahe genug heran und kann erkennen, was sie hier treiben. Sie haben sich in der Nähe des Wassers eine flache, aber große Vertiefung ausgehoben, einer Pfanne ähnlich und eine grabenartige Rinne von dort bis hin in das Wasser hergestellt. Quer durch diese Rinne wurde mit einem Sandhaufen ein Miniaturdamm angelegt. Von Zeit zu Zeit öffnet einer von ihnen mit seinen Händen diesen Damm und läßt etwas Wasser in die Grube fließen, in welcher die anderen sich tummeln. Der kleine Damm wird wieder verschlossen, sobald genügend Wasser in diese Grube geflossen ist und sich so recht innig mit dem darin befindlichen Sand zu einem zähen Brei vermischt hat. In diesem Matsch toben sie nun herum, wälzen sich darin und bewerfen sich damit. Von oben bis unten starren sie von Schmutz. Ich gehe ganz dicht an der Steilwand entlang in der Hoffnung, das sie mich bei ihrem Treiben nicht bemerken werden. Doch da habe ich mich geirrt.

„Seht! Da ist wieder so einer.“ Höre ich jemanden grölen.

Mitten in der Menge steht dieser und deutet mit seinem schlammtriefenden Arm in meine Richtung.

„Der denkt wohl, er kann sich vorbeischleichen.“ Quietscht irgendein anderer.

Da erhebt sich am Rande des Matschloches eine hünenhafte Gestalt, reckt sich in die Höhe und brüllt zu mir herüber:

„He! Du alter Spießler! Komm her! Wir haben dich was zu fragen!“

Dieser Grobian von einem Menschen hat fast meine Körpergröße und es juckt mich gewaltig in meinen Fäusten, ihm damit meine Meinung mal gehörig ins Gesicht zu schreiben. Doch hüte ich mich genau davor sehr. Nicht nur das die Gegner in zu großer Überzahl sind, auch weis ich, daß derjenige, welcher sich mit dem Bösen auf einen Kampf einläßt, eben jene niederen Kräfte doch nur stärkt. Mag man auch siegen, ob schwer oder leicht, ist es doch nur ein Spiel, das der Böse mit einem treibt. Denn Jeder Kampf ist ein Sieg des Bösen! So geht es dann von Kampf zu Kampf und es ist kein Ende abzusehen. Nein! Nur die Abkehr vom Bösen und die Hinwendung zu **GOTT** kann ein Ende dieser Kämpfe bringen; so schnelle ich mich hier mit großen Sprüngen davon und erinnere mich einiger Zeilen aus Schillers -Lied von der Glocke-:

„Der Gute räumt den Platz dem Bösen
und alle Laster walten frei.“

Hinter mir erschallt ein vielstimmiges, tosendes Brüllen aus dem ich undeutlich die Wörter vernehme:

„Halt! Hiergeblieben! So einfach kommst du uns nicht davon! Hier! Nimm dieses als Geschenk!“

Da klatscht und platscht es um mich herum. Matschklumpen die sie mir nachwerfen. Ich werde am Kopf, im Nacken und auf den Rücken getroffen. Bald triefe ich selbst von Dreck und Schlamm. Endlich bin ich aus der Reichweite ihrer Wurfkünste heraus. Doch bleibe ich nicht stehen sondern laufe weiter am Ufer des Sees hin, bis ich um die nächste Engstelle herumlaufend, den Blicken dieser schlammigen Gesellen entzogen bin. Hier bleibe ich stehen. Der See bildet hier eine Bucht, die tief in diesen abgebauten Teil der Kiesgrube hineinreicht. Der Schlamm tropft klatschend von mir herunter. Ich bin äußerlich und fast auch innerlich voll davon, weil er mir auch innen am Kragen ins Hemd gelaufen ist und rutscht mir nun den Rücken langsam, kalt und ekelig herunter. Gegen diese Art Schmutz hilft nur eines: Ein Bad im klaren Wasser des Sees. So gehe ich denn in ihn hinein, mit allem was ich an habe, denn es bedarf alles der Reinigung. Ich schwimme hinaus auf den See, tauche auch ein paar mal unter und kehre zurück an Land. Innerlich und äußerlich gereinigt, fühle ich mich auch gleich wieder wohl und sehe sinnend über den See hinüber. Aus dem gleichen Medium schöpfen Gute und Böse. Aus der gleichen Kraft ernähren sich Böse und Gute und jeder Mensch wird ständig mit den Ergebnissen seiner Gedanken und Taten konfrontiert.

Bei der wie sengend herabbrennenden Sonne, gibt mir meine nasse Kleidung nun die ersehnte Kühlung. Doch bemerke ich bald, das eben diese Nässe viel zu rasch durch die Hitze der Sonne aufgesogen wird. So gehe ich nun gemächlich durch die nächste

Engstelle. In dem darauf folgenden Bereich der Kiesgrube ist der Boden ebenmäßig glatt. Ich gehe weiter und komme in einen anderen Abschnitt. Hier ist der Sandboden vom Wind leicht gewellt, so wie sich Wasser eines Teiches in der Oberfläche leicht kräuselt, wenn ein sanfter Lufthauch darüberhinstreicht. Weitere Abbaugelände durchwandere ich, die mir alle keine Besonderheiten bieten. Schließlich aber gelange ich in eines der großen Canyons. Dem Augenschein nach habe ich hier nicht nur das größte dieser Art erreicht, sondern befinde mich zugleich auch im ältesten Teil der Grube. Offenbar hat der Grundwasserspiegel einmal höher gelegen und eine der Buchten des Sees reichte einstmals bis weit in diese Schlucht hinein. Dieses entnehme ich den vielen verdorrten und vertrockneten Sträuchern, die ich im hinteren Teil der Schlucht bemerke. Dorthin begeben sich mich und gehe zwischen den abgestorbenen Sträuchern hindurch. Schon denke ich, daß hier der Geländeeinschnitt zu Ende ist, da sehe ich, wie es sich nur um eine scharfe Biegung handelt, welcher man folgen kann. Hinter der Biegung stehen keine kahlen Sträucher mehr. Dafür erweitert sich die Schlucht zu einem gewaltigen Talkessel. Man muß wohl fast eine Stunde gehen, will man von einem Ende zum anderen gelangen. In der Mitte dieses Tales sehe ich so etwas wie ein niedriges, kleines Gehölz. Ich überlege, ob ich bis dorthin gehen will, denn es ist ein tüchtiges Stück Weg. Auch dehnt sich meine Wanderung schon über eine größere Strecke, als ich erst geschätzt habe. Der Weg ist mir zu weit und erscheint mir auch wenig lohnend. So wende ich mich um und spaziere in das Canyon zurück um wieder an den See zu gelangen. Ich wandere durch die Biegung der Schlucht, zwischen den verdorrten Sträuchern hin. Der Sand rieselt bei jedem Schritt mit leisem Klagen über die Schuhe. Ich spüre die Hitze der Sonne von oben und zugleich dringt auch Wärme von unten durch das Schuhleder.

„Der Sand muß sehr heiß sein. Spreche ich halblaut vor mich hin, bücke mich und fahre mit der Hand hinein. Ja, der Sand ist wirklich heiß. Rasch ziehe ich sie zurück und der Text eines Liedes fällt mir ein:

„Heißer Sand und ein verlorenes Land und ein Leben in Gefahr.
Heißer Sand und die Erinnerung daran, das es einmal schöner war.“

Die Melodie des Liedes, dieses Schlagers, begleitet mich auf meinem weiteren Wege, genauso wie der Text. Deutlich höre ich das Lied im Ohr und vernehme es fast so, als wenn es aus dem Lautsprecher einer Stereoanlage neben mir an mein Ohr klänge, und doch ist mir so, als wenn sie in meinem Inneren erklingt. Dabei bemächtigt sich meiner eine seltsame, traurige Stimmung. Ich blicke empor und sehe die mit Baumleichen gesäumte Steilkante entlang, denke an die bösen Buben am Wasser in ihrem Matschloch, die wüstenartige Beschaffenheit der Umgebung und die abgestorbenen Sträucher. Eine Wunde, die der Erde mit ehernen Klauen geschlagen wird, bis das Wasser hervorquillt. Ich weiß nicht wie mir geschieht. Meinem Kopf wird schwindelig und meine innere Trauer steigert sich in eine depressive Stimmungslage.

Wenn ich auch sonst in anderen Fällen meiner Empfindungen Herr bin, so vermag ich es diesmal nicht, mich solch einer

niederdrückenden Laune zu entziehen. Ja, ich habe sogar den Eindruck, als wenn diese Schwingung von außen an mich herantritt und irgendetwas in mir schwingt mit, so ganz und gar gegen meinen Willen. Ich vermag es nicht diesen Einfluß von mir zu weisen und, um mich von diesem inneren Zwiespalt zu lösen, blicke ich um mich herum und sehe wie die abgestorbenen Sträucher und Bäume eine Art dichte Wand vor mir bilden in der es nur einige, wenige, kleine Lücken gibt, die es mir ermöglichen hindurchzuschlüpfen. Dazu muß ich mich auf die Knie herniederlassen und auf allen Vieren durch eine dieser Lücken kriechen.

Ein stechender Geruch kommt mir in die Nase und als ich aufblicke, sehe ich ein noch - rauchendes Trümmerfeld. Riesige Steinhäufen, die einmal große Häuser gewesen sein mußten, gleichen Schutthalden aus grauschwarzem Schotter. Verrußte, stehengebliebene Fassaden, durch deren leere Fensterhöhlen der gelblichgraue Himmel hereinsieht, zeigen noch die Spuren eines gigantischen Brandes, dessen dunkle, spitzzüngige Feuermale noch jetzt wie graue Schleier in der Luft hängen, Eine leere, tote Wüste im Glutofen der Sonne.

Die Klagewüste einer Schattenwelt, die selbst den Mut des Mutigsten erschreckt!

Dennoch gehe ich weiter. Kann man so etwas verstehen? Lieber Leser? Weshalb gehe ich trotz allem weiter?

Ich gehe in das Ruinenfeld hinein. Um mich herum vibriert die Luft in der Mittagsglut. Sie verwischt die Konturen. Ich strenge mich sehr an irgendetwas deutlich zu erkennen. Da ist es mir, als ginge ich zwischen den Trümmern einer großen Stadt. Aber welcher Stadt? Es gibt keinen Hinweis, der einen möglichen Rückschluß ihren Namen zuließe. Doch wie sieht es hier aus! Die Bäume sind kahle Strüncke, die Häuser leere, verlassene Ruinen. Schutt und Asche auf den Wegen, zwischen den Häusern, in den Ruinen; Verlassenheit und Vernichtung aller Orten. Weiter führt mich der Weg wieder zur Stadt hinaus und in den Wald hinein. Aber was finde ich hier vor? Dieses soll ein Wald sein? Nein! Mit dem Begriff Wald bezeichnet man etwas anderes! Hier ist nur eine trostlose Öde, bei deren Anblick sich einem das Herz zusammenkrampft und die Augen tränend schmerzen. Was ich sehe sind tote Bäume und kahle Sträucher, verbranntes Gras und schmutzig grau in graue Farben. Kein grünes Blatt ist zu erblicken, kein Vogel der in den Lüften zwitschernd sein Lied erschallen läßt. Nur leblose Verwüstung rundum. Jetzt verklingt die Melodie in meinen Ohren mit den Worten:

„...Und die Erinnerung daran, daß es einmal schöner war.“

Eine kleine Weile ist es still. Meine Schuhe mahlen im feinen Staub der Erde, wirbeln ihn bei jedem Schritt auf; dabei kleine Wölckchen bildend. Mitten in diese deprimierende Schweigsamkeit hinein stimmt sich ein völlig entgegengesetztes Lied an, daß ich wieder in meinen Ohren höre. Fast scheint es so, als wenn es einen Ausgleich schaffen will, doch begegne ich bald darauf dem eigentlichen Grunde:

„Heute hau'n wir auf die Pauke,
Ja wir machen durch bis morgen früh.
So ein Tag so schön wir Heute

Ist für uns die beste Medizin.

Komm gib mir deine Hand,
Denn Heute feiern wir,
Wir sind so froh gelaunt
Und haben allen Grund dafür.

Es wird Rabatz gemacht so lange bis die ganze Bude kracht,
Und wenn die anderen nach Hause gehen sagen wir Gut'nacht."

Dieser Schlager setzt so laut ein, daß es mir in den Ohren dröhnt. Wie in den Festzelten, so daß man sein eigenes Wort nicht versteht. Eine Weile bleibt dieser Eindruck, während ich durch den kahlen Wald gehe, der nur noch aus Baumleichen und Baumtrümmern besteht, die in der Sonnenglut bleichen. Kein Tropfen Wasser, der diese Wüste belebt, kein frischer Quell der irgendwo sprudelt. Keine grünende Pflanze, die auch nur den spärlichsten Schatten spendet. Eine kahle, tote Wüste aus Staub und Sand, bedeckt mit den gerippegleichen Trümmern der einstmals blühenden Bäume. Während ich so weitergehe, durch diese trostlose, traurige Öde, wird die Musik in meinem Kopf allmählich leiser. Schließlich klingt sie mir nur noch wie aus weiter, unwirklicher Ferne an mein Ohr, bis sie mit dem Satz verebbt:

„...Und wenn die Anderen zur Arbeit gehen sagen wir gut'
Nacht. - - -"

Nun ist es völlig still um mich her. Es ist kein Laut zu vernehmen. Doch schon nach einer kurzen Wegstrecke, die ich zurücklege, höre ich ein noch weit von mir entferntes Lachen. Je näher ich diesem komme, um so mehr verzerrt es zu einem Gelächter allerhäßlichster Sorte. Endlich habe ich diejenigen vor Augen, die dort so ein schändliches Lachen von sich geben.

In einer Mulde aus Staub, um einen verdorrten Baumstumpf sitzen, auf einigen knorrigen Baumresten oder nur so auf dem Staub, eine Anzahl verkommen aussehende, häßliche und zudem zerlumpt bekleidete Gestalten. Um sich herum haben sie verdorrte Brombeerranken aufgetürmt, in der Form eines Ovals. Dieses hat eine schmale Öffnung, die offenbar als Einlaß und Ausgang dient. Darüber hängt schief ein gespaltenes Brett, das beschrieben ist mit einer Schrift, die ich nicht enträtseln kann, zumal sie durch den Spliß zerrissen ist. Der Durchgang liegt genau in meiner Richtung. Es ist mir, als wenn eine unsichtbare Hand mich lenkt und zu diesem Eingang in der Dornenhecke leitet. Die Öffnung in dem Verhau ist immerhin so hoch und weit, daß ich ungebückt bequem hindurchgehen kann. Ich trete ein in den Kreis dieser niedermateriellen Geistigkeit.

Ihr Lachen erstirbt. Die bleichen und zudem vor Schmutz starrenden Gesichter und Gestalten, nehmen einen Ausdruck ängstlich gespannter Erwartung an. Dann lachen alle laut und gräßlich auf. Ein Lachen aus Verlegenheit, eher noch aus Angst.

„Wer seid ihr? Frage ich streng."

Wieder dieses Lachen. Es soll überheblich hohnvoll klingen, aber es gelingt ihnen nicht ganz. Schließlich antwortet einer:

„Das weist du nicht? Du weist nicht wer wir sind? Hahaha."

Die anderen stimmen ein:

„Willst du wissen wer wir sind? Wir sagen es dir gerne:
Ha,ha,haa"

Dabei krümmen sie sich vor Lachen, kugeln sich im Staube,
aus dem sie selbst zu bestehen scheinen und erwecken den Eindruck
größten Wohlbehagens. Mir ist dabei gar nicht so wohl.

„Was soll das hier?" Frage ich kurz.

„Was das hier soll?" Fragt einer dagegen und deutet im
Kreise herum. Dann aber fährt er fort, die Antwort selber gebend:

„Wir sind hier in unserem Paradies!"

„Ha,ha,ha,haa." Gröhlt und johlt die ganze Bande, dabei
scheint sie sehr guter Dinge zu sein:

„Unter einem Paradies stelle ich mir etwas anderes vor."
Rufe ich laut.

Sie schweigen.

„Du bist ja auch in unserem Paradies, und damit du das
begreifst, mußt du wissen wer wir sind." Sagt ein anderer und nun
geht es reih' um:

„Wir sind nämlich; ha,ha,ha,haaa; wir sind nämlich;
ha,ha,ha,haaa; wir sind nämlich, ha, die Auserwählten dieser
Zeit. Die großen glorreichen, unüberwindlichen Helden denen
keiner widerstehen kann; ha,ha. Siegreich und unüberwindlich, he?
Wer ist uns schon gleich! Ha,ha,ha,haaa."

„Ja, wir sind gerngesehene Gäste dieser Welt. Jeder liebt
uns und es ist kein Mensch auf Erden, in dem wir nicht
unseresgleichen finden; ha,ha,ha,haaa."

„Wir sind in jedem Menschen und darum kann uns keiner
widerstehen. Wir sind ihr Wünschen, Wollen und Leben. Wir:
Die schrecklichen Dreizehn; ha, ha, ha, haaa."

„Aber die Menschen kennen uns nicht. Sie finden sich so
vollständig natürlich, wie sie sind und völlig normal; ha, ha,
ha, haaa."

„Ja, wenn sie wüsten wer wir sind und was wir sind, ha, ha;
sie würden sich vor uns hüten. Aber sie wissen es nicht; ha, ha,
ha, haaa."

„Ja, wenn sie wüsten, ha, ha; wenn sie wüsten ha, ha, ha;
wenn sie wüsten wer wir sind! So wie ich zum Beispiel, ich bin
der Gewinnsuchtsteufel, ja, ha, ha, ha, haaa."

„Und ich, fährt ein weiterer fort, „bin der
Begierdenteufel.

„Und ich der Managementteufel."

„Und ich der Wahnsinnsteufel."

„Und ich der Profitteufel."

„Und ich der Gierteufel."

„Und ich der Sexteufel."

„Und ich der Sinnlichkeitsteufel."

„Und ich der Rechtsteufel."

„Und ich der Gesetzsteufel."

„Und ich der Richterteufel."

„Und ich der Paragraphenteufel."

„Und wir alle zusammen; ha, ha, ha, haaa," lachen sie im
Verein, „sind die Zivilisationsteufel. Wir sprechen da, wo wir
wollen, die Menschen an und sie folgen uns."

„Wie leicht ist es doch einen Menschen zu verführen
im Sex. Ha, ha, ha, haaa."

„Ja ich, der Sinnliche; hi, hi, hiii; brauche nur einen gedanken und die Menschen verfallen mir.“

Er kommt währenddessen in meine Nähe und nimmt dabei plötzlich die Gestalt einer verführerisch schönen, fast unbedeckten Frau an. Ihre helle Haut und wohlgeformten Rundungen üben dabei ein Verlangen auf mich aus, das einer Begierde nicht unähnlich ist. Im Nu steht der Gierige neben mir und grinst mich höhnisch an. Ich muß alle meine Willenskraft zusammennehmen, um nicht meine Hand zu diesem erregenden Mädchen auszustrecken und ihre weiße, seidig glänzende Haut zu streicheln. Da! Plötzlich! Ein häßliches Gelächter ausstoßend, wandelt sich die verführerische Schönheit wieder zurück und ruft:

„Ja, es war nur deine Einbildung die ich berührte. Ha, ha, ha, haaa.“

„Ja, so machen wir es alle. Ich, der Rechthaberische, bin besonders gut. Ich rege die Emotion der Menschen an; sie lassen sich ja so leicht verleiten. Ein Wort nur genügt, nur ein Gedanke und ihre Emotion peitscht sie hoch bis zur Weißglut, zum Wahnsinn. Ha, ha, ha, haaa.“

„Dann komme ich, der Wahnsinnige. Ich lasse keine Ruhe, stachele immer wieder an, daß sie toben und brüllen, alles zerschlagen bis zum endgültigen, vollständigen Zusammenbruch, Ich besorge ihnen den Rest. Ha, ha, ha, haaa.“

„Wir drehen das Recht wie es uns beliebt,
Bald hin und bald her bis es keinen gibt
Der uns was beweisen kann.
Wir wandeln das Unrecht in legales Recht
Und wer da im Recht ist, den machen wir schlecht.
Wir zeugen die Paragraphen! Mann.“

Es ist unser Werk, dieser kahle Wald,
Und unser Verdienst sind die Trümmer.
Nein, wird der Menschen auch noch so alt,
Bleibt ihm doch nur das Gewimmer.

Denn er kann es nicht ändern
Das täglich' Geschehen.
Ja, wohin wir auch wandern,
Er kann uns nicht sehen.
Hahahaa, hahahaa, haaa.“

„Doch! Ich kann euch wohl sehen,
Und weis euer Treiben zu enden.
Euch geb' ich dem einzig Gerechten
Zu ewigen treuen Händen.“

Der wird euch des Leiten
Und DIE Wege weisen
Die zu **GOTT**, dem ewigen führen.
In seinen Breiten,
Im Reich des Weisen,
Werdet ihr die LIEBE spüren.

Ihr werdet lernen, was sie bedeutet,
Werdet des Ewigen Wege verstehen.
Wenn von Herzen ihr dann bereuhet,
Was durch eure Taten geschehen,

Dann könnt ihr euch wandeln
Zu Engeln **Gottes**
Und wohnen im Paradies.
Könnt himmlisch handeln
Im Sinn des WORTES,
Wie **GOTT**, der HERR es verhiess.

Bei diesen Worten
Verschwimmen die Gestalten
Zu wogenden Nebeln und schwinden.
Nun aller Orten
Sich Kräfte entfalten
Die jede Trübsal überwinden.

Die Erde bedeckt sich mit frischem Grün.
Wind spielt in den Blättern der Bäume.
Auf grünen Wiesen uns Blumen erblühen,
Bunte Vögel fliegen wie Träume.

Sie zwitschern und singen vergnügt.
Bächlein murmeln im tiefgrünen Grase.
So hat **GOTT** die Welt und gefügt,
In einem harmonischen Gemaße.

Die Rehe spazieren durchs junge Gehölz.
Das Kornfeld steht goldgelb zur Ernte.
Ja, dieses ist meine schöne Welt,
Wie ich sie einstmals kennenlernte.

In den Städten pulsiert das Leben.
Fröhlich lachen die Kinder.
Würden wir alle LIEBE geben,
Wären wir auch gesünder.

Ja wollten wir nur sehen
Unser kleines Paradies
Und wer es uns erhält.

Dann werden wir verstehen
Den HEILAND **JESUS CHRISTUS**
Unseren LIEBESHELD."

Vor meinen Augen sehe ich ein helles, leuchtendes Himmelblau, das mein ganzes Blickfeld einnimmt. Weiter nach oben wird es zu einem blendend weißen, gleißend hellen Licht, so daß ich den Blick nach unten senken muß. Eine tiefdunkelgrüne Fläche erscheint am untersten Rand meines Gesichtsfeldes. Ihre zackige Kontur ist gewellt wie die Wogen der See. Diese Erscheinung kommt mir so sonderbar vor, daß ich die Silhouette schärfer ins Auge fasse. Jetzt erkenne ich, daß es die Schattenlinie der Wipfel eines Tannenwaldes am Horizont ist. Zugleich mit dieser Erkenntnis vernehme ich lautes, metallisches kreischen sowie schleifen großer Maschinen und das dröhnende Rumoren schwerer Dieselmotoren. Dieser Lärm kommt von unter mir. Überrascht blicke ich herunter in die --- Sandgrube. Dort wird Kies abgebaut. Die Arbeiten sind in vollem Gange, sicher schon den ganzen Tag. Wieso habe ich von diesem Lärm vorher nichts bemerkt? Ich blicke auf meine Armbanduhr. Es ist zehn Uhr darauf abzulesen. Vielleicht war bis eben Frühstückspause und genau in dieser Zeit ging ich durch die Kiesgrube. Mir gegenüber auf der anderen Seite, befindet sich das Blumenkohlfeld. Weiter nach rechts hinauf, die eingesunkene Stelle in der Grubenwand wo ich hinabsprang. Nun blicke ich nach links herunter und bemerke, daß die Grube viel kleiner ist, als ich sie bisher gesehen habe. Auch reicht der Grundwassersee nur an einer Stelle etwas näher an den steilen Rand der bis dorthin abgebauten Grube heran. Eine Matschkule mit darin sich tummelnden Gestalten kann ich nicht entdecken. Nur ein paar vertrocknete Sträucher mit einem abgestorbenen Baum sehe ich in einer daneben befindlichen Bucht der Grube. Noch weiter nach links türmen sich Schutthalden, Steinhaufen und Sandberge, zwischen denen man entlanggehen kann. Ob ich diese Berge für Ruinen gehalten habe? So frage ich mich und blicke nun ganz nach links. An jener Stelle ist die Ein- und Ausfahrt der Grube durch welche gerade ein leerer Lastkraftwagen hereingefahren kommt. Dort in der Nähe sehe ich auch ein paar Kinder spielen. Das Terrain steigt nun vom Eingang beginnend ständig an, bis zu mir herauf. Jedoch hat man am Rande der Grubenkante oben den Wald wohl auf einer Breite von fünf Metern abgeholzt. Ich blicke nun nach rechts hinüber, diese entholzte Grubenoberkante weiter entlang. Der etwa fünf Meter breite Streifen ist mit Heidekraut, Kronsbeersträuchern, Preiselbeersträuchern, Farnkraut, jungen Birken, Ebereschen, Hagebutten und Gräsern der verschiedensten Art bewachsen. Ein Wildwuchs sondergleichen, aber kein umgekippter Baum. Nicht eine einzige Tanne welche die Steilkante hinuntergestürzt wäre, so wie ich es vorhin gesehen habe und ich kann doch die ganzen Grubenränder von hier aus überblicken. Seltsam, was ich dagesehen und erlebt habe. Ist dies eine Vision? Ich kann es mir nicht erklären.

Langsam stehe ich auf. Aber wieso denn das? Jetzt erst wird mir bewußt, daß ich die ganze Zeit hier dicht an der Kante der Grube gesessen habe. Ich trete nun von derselben zurück und gehe

zwischen den Tannen entlang, weil hier nicht so viel kleines Gehölz wächst, welches mir das Vorankommen erschwert. Nach einiger Zeit erreiche ich jenen Feldweg, der an einer Erdaufschüttung endet. Aber es ist in Wahrheit ein steiler Berg, über dessen Kuppe der hellblaue Himmel leuchtet und der Weg führt hinauf, anscheinend direkt in den Himmel hinein. Ich wandere hinauf, den Blick unverwandt zum Zenith gerichtet. Dabei kommt mir ein Gedicht in den Sinn:

Stürme peitschen übers Meer,
Jagen schaubekrönte Wogen.
Treiben Schiffe vor sich her,
Fliehend vor sturmes Toben.

Die Gewalten der Erdenmacht
Zeichnen Spuren der Verwüstung.
Sie verbreiten finstere Nacht,
Werfen Schatten auf glaubens Festung.

Die Nacht der Irrung bricht stürmisch herein.
Es schäumen die Wogen der Emotion.
Laut hört man die hilflose Menschen schrei'n,
Menschen aus jeder Nation.

Oh, beklagenswerte Menschheit,
Du bist dein eigen Spott.
Verlorest deine Freiheit,
Als du verließest deinen **GOTT**.

So wurde dein Geist zur Öde
Und deine Seele leer.
Der Körper, der ist blöde,
Die Erde ein wüstes Meer.

So wie die Erde ist und wird,
Menschheit! So sieht deine Seele aus.
Glaube an den Menschenhirt,
Er löste deine Seele aus.

Folge **CHRISTUS** nach!
Zu **GOTT**, **GEIST** und **LEBEN**.
Ansonsten liegst du brach,
Wirst keine Früchte geben.

Menschheit raffte dich auf!
Laß Schranken und Grenzen fallen!
Dann wird dein Lebenslauf
In Liebe auch **GOTT** gefallen.

Hell scheint die Sonne auf mich herab, daß sie mich fast blendet. Ich habe die Höhe des Berges erreicht und kann weit die Stecke überschauen:

Ja! Ich bin auf dem richtigen Wege, um mit den Gedanken zu wandern. Zeitbrücken sind die Stege von einem Geist zum andern.

Nun geht es zurück zum Parkplatz. Der Weg leitet dabei natürlich wieder durch das Blumenkohlfeld. Hier haben unbekannte Diebe in der Zwischenzeit gewaltig gearbeitet. Große Flächen sind ihrer Ernte beraubt. Die kleineren Pflanzen einfach niedergetrampelt. Ich stehe davor und begreife den Sinn solcher Tat nicht. Was ist so wertvoll an einigen Kohlköpfen? Oder in anderen Dingen? Wer im kleinen nicht ehrlich ist, der ist es auch im Großen nicht. Wie mögen die Seelen solcher Menschen aussehen? Wie in meinem Gedicht? Tot und leer? Grausam verwüstet durch sich selbst? Ich erschrecke über solchen Gedanken und erkenne doch seine Folgerichtigkeit. Was aber wird über die Menschen gesagt deren Weg in die Finsternis führt? Die BIBEL gibt uns darauf eine Antwort im Evangelium des Johannes; Kapitel fünfzehn, Vers sechs. **JESUS CHRISTUS** spricht dort, in dem Gleichnis vom Weinstock, wie folgt:

„Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, und müssen brennen.“

Wer aber, Lieber Leser, möchte schon gerne mit dem Feuer Bekanntschaft machen und brennen. Wer sich nur einmal etwas den Finger versengt hat, der weiß darum, wie sehr das Feuer schmerzt, wenn man sich daran verbrennt und nun gar, wenn der ganze Leib brennt? Und doch ist es jenen verheißen, die nicht in **JESUS CHRISTUS** leben und lieben Ihn nicht und halten nicht sein Wort; und der Prophet Johannes sagt:

„Und so jemand nicht gefunden ward geschrieben in dem Buch des Lebens, der ward geworfen in den feurigen Pfuhl.“

Keine zeitliche Begrenzung wird angegeben, wie lange nun jemand in diesem fürchterlichen Pfuhl brennen muß. Es geschieht also auf unbestimmte Zeit. Welch grauenhafte Zukunft für jemanden, der nicht an **GOTT** glaubt und in **JESUS CHRISTUS** lebt, und **JESUS CHRISTUS** in ihm. Darum ist es so wichtig an **JESUS CHRISTUS** zu glauben und ihm in seinem Willen nachzufolgen.

Bei diesem Gedanken angekommen erreiche ich auch die Eingangstür des Rasthauses und begeben mich ins Restaurant.

Es ist nicht meine Absicht, ein Werturteil über deutsche Autobahnraststätten aufzustellen. Werde mich also derartiger Äußerungen enthalten und nur ganz allgemein anmerken, das der Gastraum nicht gemütlich eingerichtet ist, das bestellte Steak natürlich zu teuer und mit Sehnen durchsetzt ist. Dieses sind schlechte Eigenschaften, die man in fast jedem zweiten Restaurant vorfindet, wobei die Preislage keine Rolle spielt.

Dennoch möchte ich eine kleine Anekdote nicht vorenthalten.

---Es war damals, zu einer Zeit, als wir noch nicht so sehr im Überfluß lebten wie heute. Ich hatte mir in einem Steackhaus ein sündhaft teures Pfeffersteak bestellt. Nach einer für meine Begriffe unangemessen langen Wartezeit erschien denn auch der Ober mit hinterhältig freundlichem Grinsen, um mein Menü zu servieren. Er baute alles wunderschön vor mir auf und überließ

mich meinem Schicksal. Demgemäß bewaffnete ich mich mit Messer und Gabel, worauf ich den Teller in Angriff nahm. Zunächst suchte ich das Steak, denn darauf kam es mir besonders an. Doch es war nirgends zu sehen. Auch nicht in der Beilagenschale oder in der Salatschüssel. Ich wendete also meine Aufmerksamkeit ganz dem Teller zu. Schließlich, zwischen ein paar Erbsen unter einer Kartoffel, fand ich dann, oh Wunder, das Steak. Es war ein bißchen klein geraten, ungefähr so groß wie mein Daumennagel, rundlich und flach. Ich hielt es mit der Gabel fest und wollte es mit dem Messer zerschneiden, doch dieses glibbte einfach darüber hinweg. Ein zweiter Versuch mißlang in der gleichen kläglichen Weise. Daraufhin besah ich mir die Schneideseite des Messers. Die trug etliche Scharten der verschiedensten Schnittversuche. Sogleich wetzte ich das Messer an der Kante der Gabel um daraufhin das Ministeak erneut in Angriff zu nehmen. Diesesmal rutschte das Messer noch schneller darüber hin. Es fehlten nun wohl die Haken der Scharten. Also wechselte ich die Taktik. Ich legte das Messer zur Seite und stach, mit Schwung, mitten in das Steak: Knapp verfehlt. Jetzt zielte ich genauer und die Zinken bohrten sich tief hinein: Oder nicht? Ich blickte sorgfältiger hin und was sah ich da? Die Gabelspitzen waren zwar nicht zu sehen, jedoch ins Fleisch eingedrungen waren sie nicht. Dennoch gelang es mir irgendwie das Stückchen zwischen die Zähne zu balancieren. Nun kaute ich darauf herum, von links nach rechts, von rechts nach links. Es schmeckte nach gar nichts, fühlte sich dabei an wie Hartgummi. Ich sah schließlich keine andere Wahl, es kam zurück auf den Teller.

„Herr Ober.“ hörte ich mich rufen. Es dauerte eine Weile bis er kam.

„Hier, dieses winzige Stück von einem Steak schenke ich ihnen.“

Er langte mit der bloßen Hand zu, fischte es mit Daumen und Zeigefinger von meinem Teller, fletschte die blendend weißen Zähne, warf das Stückchen dazwischen, biß zu und --- bekam die Zähne nicht mehr auseinander.

„Was meinen sie worum es sich dabei handelt? Vielleicht um eine besondere Gummimischung?“

„Nh - ch - nn.“ Machte er.

„Ich meine ja nur, von wegen der Reifenindustrie. Vielleicht hätte die Interesse daran?“

„Ch - nnn - ch.“ Zischelte er, drehte sich auf dem Absatz um und verschwand in der Küche. Ich aber wendete mich meinem Menü zu und drückte die Kartoffeln in die würzige Soße.---

Selbstverständlich bezahle ich mit Trinkgeld für die Bedienung, weil diese in aller Regel sehr freundlich sind, bleibe aber noch eine Weile am Fenster sitzen und schaue hinaus. Das Wetter hat gewechselt. Es ist jetzt windig. Wolken fegen über den blauen Himmel. Dabei vernehme ich, vom Nachbartisch hinter mir, ein reges Gespräch, dessen Wechselrede von Minute zu Minute immer heftiger und lauter wird. Schließlich höre ich wie einer sagt:

„...und es ist wahr. Ich habe ihn doch selbst gesehen, diesen Kristallberg--.“

„Und das mußt du natürlich in alle Welt hinausposaunen---.“

Nun wird das Gespräch wieder leiser, aber es ist

verständlich, wenn ich nun sehr feine Ohren bekommen habe. Doch so sehr ich mich auch konzentriere und sogar die Augen schließe, es ist mir nicht möglich, mehr zu verstehen. Nur die Wörter Teufelsmoor und Worpswede kann ich mit Mühe heraushören. So erhebe ich mich und gehe hinaus. Die Bäume biegen sich in der frischen Brise. Auch ein Regenschauer ist schon über den Parkplatz hinweggegangen. Das Wasser liegt noch in verschiedenen Pfützen umher. Ich schließe den Reißverschluß meiner Jacke. Ein kalter Westwind pfeift mir um die Ohren. Rasch gehe ich an den Reihen parkender Autos entlang zu meinem Wagen. Eine Boe schiebt mir den Kragen ins Genick, als ich in den schmalen Gang zwischen meinem Wagen und einer Nobelkarosse einbiege, um die Fahrertür aufzuschließen. Ich warte bis der Wind nachläßt und öffne dann die Tür. Weil aber der Abstand zwischen den Fahrzeugen zu gering ist, muß ich mich seitlich auf meinen Fahrersitz schieben. Dabei lasse ich für einen Moment die geöffnete Tür los. In dem gleichen Augenblick faucht eine Sturmboe zwischen den Fahrzeugen hindurch und schlägt die Tür mit der Metallkante an den Lack des Nachbarwagens. Zwar reiße ich sie sofort zurück, aber ein winziger, oberflächlicher Lackschürfer bleibt, nicht größer als der vierte Teil meines kleinsten Fingernagels. Dabei sehe ich auf und erblicke vor mir einen Mann von nicht hoher, aber schmaler Statur mit fernöstlichen Gesichtszügen. Gekleidet ist er in einen grauen Anzug. Aus ebensolchen Augen blitzt er mich an, mit bleichem Gesicht unter schwarzen, strähnigen Haaren. Dann höre ich seine helle, gebieterische Stimme:

„Haben sie das gesehen?“

Ich zucke nur gleichmütig mit den Schultern und überlege, ob ich überhaupt etwas antworten soll.

„Haben sie das gesehen?“ Schrillet er mich erneut an. Wahrscheinlich habe ich es hier mit dem Eigentümer dieser, mit einem Stern geschmückten Karosserie zu tuhen. Daher blicke ich ihn nun fragend an, was er mit einer weiteren, kaum für möglich gehaltenen Steigerung seiner Stimmbandverzerrung beantwortet. Er kreischt mich an:

„Haben sie das gesehen?“

„Was?“ Frage ich und tuhe so, als fände ich nicht was er meint.

„Das! Da! Da!“ Keift er und schnappt dabei nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenem.

„Ach.“ Sage ich im Tone des Erstaunens. „Dieses winzige Bißchen?“

Er windet sich hin und her, scheint atembeschwerden zu haben und hat scheinbar seine Sprache verloren. Ich hingegen steige gemütlich in mein Auto, klappe die Tür zu, starte den Motor und will losfahren.--- Doch da steht der blasse, schmaläugige Mensch davor. Inzwischen hat sich auch eine schaulustige Menge eingefunden. Ich bedeute ihm mit energischer Handbewegung, daß er den Platz nun zu räumen hat. Doch das will er nicht. So lasse ich den Wagen Zentimeter für Zentimeter vorrollen und schiebe ihn einfach beiseite. Nun habe ich freie Bahn und will schon losbrausen, da überlege ich mir, es wäre wohl möglich aus meinem Verhalten Fahrerflucht zu machen. Also steuere ich eine nur wenige Meter entfernte Parklücke an und steige wieder aus.

Innerlich nun nicht mehr ruhig, gehe ich langsam zurück. Dabei sehe ich diesen Menschen, den ich für einen Japaner halte, mit jemand anderem sprechen. Jener trägt eine schwarze Lederjacke und dunkelgraue Tuchhose. Sie stehen vor dem kaum sichtbaren Lackschürfer. Näher kommend höre ich den lederbejackten sagen:

„...Ich bezeuge ihnen alles, alles, was es auch sei...“

Diese Äußerung bringt in mir die Galle zum Überkochen, zumal dieser Bursche gar nichts gesehen haben kann, weil ich mich im günstigsten Fall zwischen ihm und dem Geschehen befunden habe.

„Was höre ich da?“ Herrsche ich ihn an. „Nichts gesehen haben können, von tuten und blasen keine Ahnung, aber hier die große Klappe aufreißen...“ Mehr brauche ich nicht zu rufen. Noch nie habe ich jemanden so schnell mit eng zusammengedrückten Beinen in einer Menschenmenge verschwinden sehen. Erst jetzt bemerke ich diese Menge neugierig gaffender Leute, in deren langweiligen Alltagsleben es nun endlich einmal eine Abwechslung gibt.

Ich wende mich dem Japaner zu.

„Das werden sie alles bezahlen.“ Sagt er.

„Was?“ Rufe ich laut, weil der Wind ständig in unberechenbaren Böen und aus wechselnden Richtungen, mir die Wörter vom Mund reißt. Aber auch deshalb, weil ich meine, daß er meine Antwort nicht hören will.

„Das werden sie bezahlen.“ Wiederholt er sich.

„Nichts werde ich, Diese Sache ist der Rede gar nicht wert.“

„Was?“

„Nehmen sie etwas Autopolitur und sie finden den Fleck nicht wieder.“

„Sie werden das bezahlen, oder ich rufe die Polizei.“

Diese Drohung ist geradezu lächerlich.

„Ja. Dann rufen sie doch die Polizei. Es ist nur schade um die schöne Zeit, die man wegen dieser Geringfügigkeit hier nun erwarten muß!“

Er aber geht hinüber zum Rasthaus, um nach der Polizei zu telefonieren. Dieses dauert vielen Schaulustigen zu lange. Die Menge zerstreut sich. Wenig später kommt er wieder zurück, begleitet von einer etwas rundlichen Japanerin mit langen Fingernägeln. Wahrscheinlich seine Frau. Die beiden gehen zum Wagen und sehen sich die Tür an. Langsam gehe ich hinzu und sehe etwas, das ich schon fast erwartet habe. Sie schabt noch ein paar Schürfer zusätzlich in den Lack. Wozu lange Tigerkrallen doch nützlich sein können! Schließlich winkt er ab und meint, daß es so genug sei. Auch ich habe genug gesehen, setze mich in meinen Wagen und warte auf die freundlichen Herren in Uniform.

Warten! Nutzlose Zeit! Vergeudet für Nichts und wieder Nichts! Meine Aufregung verhindert, daß ich mich auf harmonische, **Göttliche** Gedanken einstelle. Wie heißt es doch in einem meiner Gedichte?

---Sie ersetzen ihren Glauben
Durch eine sinnlose Idee.
Doch so sehr sie auch schnauben,
Vergeht sie wie der Schnee.---

Ich warte und übe mich in Geduld. Warum muß man auch die Dinge am eigenen Leibe erfahren, welche man aus eigener Vorstellungskraft heraus schon kennt?

Es dauert wohl eine halbe Stunde, bis unsere Gesetzeshüter endlich auf der Bildfläche erscheinen. Die Beamten, ein älterer und ein jüngerer, damals noch in grüner Uniform, entsteigen bedächtig ihrem Streifenwagen und setzen ihre weißen Münzen auf. Das Jackett wird noch ordentlich zurechtgerückt, dann sind sie bereit. Zuerst werden die Personalien aufgenommen. Das geht bei mir schnell. Aber kaum ist der Japaner an der Reihe, da redet seine Frau dazwischen. Sie brabbelt in geradebrechtem Deutsch, so daß ich kaum ein Wort verstehe. Der jüngere Beamte sagt ihr, daß sie jetzt ruhig sein soll und versucht sie abzudrängen, damit die Arbeit nicht gestört wird. Der ältere Beamte wird sauer:

„Wegen einer derartigen Bagatelle müssen wir nun hier her und auf den Hauptstraßen staut sich der Verkehr mit wirklich wichtigen Unfällen, wo unsere Hilfe dringend erforderlich ist.“

Auch dieser Emotionsausbruch hilft ihm nichts. Da gehen die Beamten ganz geschickt vor. Der ältere und zugleich auch stämmigere von beiden nimmt den Japaner bei Seite und dreht der Frau den Rücken zu. Der andere stellt sich zusätzlich zwischen sie und seinem Kollegen. Damit ist ihren Störversuchen ein Riegel vorgeschoben, jedenfalls vorerst. Der Japaner heißt Eel Nuch Gnu. -Seltsamer Name- denke ich, -heißt so nicht das Rindvieh der afrikanischen Steppe?- Jetzt wendet sich der Beamte mir zu:

„Herrn Gnu habe ich schon gehört. Nun erzählen sie mir einmal den Hergang. Was ist geschehen?“

Dies ist das Startsignal für den großen Auftritt der Japanerin. Im Sturmlauf umrundet sie den jüngeren Beamten, schlägt einen Haken zwischen beiden hindurch und steht plötzlich vor mir, den mich fragen Beamten sofort mit einer wasserfallartigen Flut unverständlicher Wörter übergießend, welche wohl den Hergang des Geschehens erklären sollen. Der Polizist versucht um sie herumzumanöverieren, aber wie ein Magnet klebt sie an ihm und es sprudelt weiter wie ein Geysir aus ihr hervor. Damit wird es ihm unmöglich meine Erklärung aufzunehmen. Schließlich wird er energisch:

„Ich rede mit diesem Herren hier und nicht mit ihnen.“

„Ich nix verstehn.“

„Gehen sie bitte zur Seite und stören sie unserer Arbeit nicht!“

Da ist sie still, wenn auch wieder nur für Sekunden. Schon holt sie tief Luft und bläht sich auf um einen neuen Angriff zu starten, da zieht ihr Mann sie weg. Er befürchtet wohl Nachteile für sich, wenn sie weiterhin so störend dazwischen fährt.

Während ich meine Version zu Protokoll gebe und dabei natürlich die Fingernagelspuren erwähne, sehe ich, wie die Frau sich mit ihren Nägeln an meinem Wagen zu schaffen macht. Der jüngere Beamte steht dabei und hört ihren Ausführungen zu. Jetzt bin ich fertig und gehe hin zu ihr. Sie fuchtelt an meinem Wagen herum. Ein paar kleine Ratscher sind dort zu sehen:

„Passen sie auf, daß sie hier keine Kratzer hinterlassen wie bei ihrem Wagen.“

Da antwortet sie erschrocken, aber in schönstem Deutsch:
„Nein, das bin ich nicht gewesen. Diese Stellen waren schon. Das habe ich nicht gemacht.“

-Von wegen nix verstehn- denke ich, -sehr gut verstehn-.
Jetzt tritt der ältere Beamte zu mir und sagt:

„Es wäre gut, wenn sie ihren Wagen noch einmal neben den anderen fahren können, damit wir sehen, welche Stelle von ihrer Tür verursacht ist.“

Der Platz ist frei und so stelle ich meinen Wagen in der Position ab wie vorher, als der Wind mir diesen Streich gespielt hat. Die Beamten öffnen die Tür und ermitteln eine winzig kleine Schürfstelle die als einzigste in Frage kommt. Sie messen den Abstand vom Erdboden und halten alles protokollisch fest.

Plötzlich steht neben mir ein Mensch den ich nicht kenne:

„Sehen sie sich den Wagen mal genau an, meint er.“

„Erblicken sie etwas?“

Ich schaue genau an der Wagenseite entlang. Dort sind notdürftig ausgebessert Roststellen einfach mit dunklem Lack überstrichen.

„Es sieht so aus, als wenn der einen neuen Wagen braucht. Daher dieses Theater.“

„Tatsächlich. Vielen Dank für den Hinweis.“

Er geht und ich beobachte was weiter geschieht. Die Polizisten sind nun fertig. Noch einmal wende ich mich an dem älteren Beamten. Dieser winkt den Japaner heran:

„Wie ich aus den Papieren sehe können sie Herrn Gnu vielleicht ein Angebot zur gütlichen Einigung machen.“ Spricht er zu mir.

„Sie werden alles bezahlen.“ Schreit Herr Gnu.

Ich zucke nur mit den Schultern: „Nehmen sie ein wenig Autopolitur, reiben sie diese über die Stelle und sie ist verschwunden.“

„Alles werden sie bezahlen.“

„Oder kaufen sie sich einen Lackstift im Farbton ihres Wagens. Derartige Dinge gibt es, und gar nicht teuer.“

„Bezahlen werden sie, bezahlen.“

„Wieviel kostet denn so ein Lackstift?“ Will der Beamte wissen.

Etwa fünf bis acht Mark.“ Antworte ich und wende mich an Gnu: „Wollen sie den Betrag haben? Ich gebe ihnen zehn Mark. Damit dürfte der Sache genüge getan sein.“

„Nein, die will ich nicht. Fünfzig Mark mindestens.“

„Die bekommen sie nicht. Jedenfalls nicht von mir.“ Sage ich hart.

„Sie werden alles bezahlen.“

Die Beamten merken, daß hier keine Einigung zu erreichen ist.

„Was meinen sie?“ Frage ich den älteren Beamten, während ich ihn zum Streifenwagen begleite.

„Er kann nicht viel machen. Das ist höhere Gewalt.“

Sie steigen in ihren Wagen und fahren davon. Ich gehe zu meinem, komme aber an Gnu vorbei:

„Sie werden alles bezahlen.“

„Nichts werde ich bezahlen.“

„Sie werden alles bezahlen.“ Er steigt in seinen Wagen.

Das sieht schlecht aus für sie.“ Schreie ich, denn Wind hat wieder zugenommen. „Sie werden nämlich alles bezahlen.“ Nun steige auch ich in meinen Wagen, verlasse den Parkplatz, presche auf die Autobahn und drehe erst einmal voll auf. Nur weg von hier.

Die Tachonadel zeigt ruhig auf zweihundertzwanzig. Verlorene Zeit ist nicht wieder einzuholen! Allmählich beruhige ich mich. Deswegen wird aber nicht langsamer gefahren. Gnu soll nicht in der Lage sein, mich zu überholen.

Autobahnkreuz Hamburg: 2000 Meter voraus.
Geschwindigkeitsbeschränkung! Das ist doch nur was für Beschränkte, die es sowieso nie lernen. Aber die Verkehrsdichte nimmt zu und ich Gas weg. Mit Tempo einhundert wird an Hamburg vorbeigeschlichen.